Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 20 (1944)

Artikel: Ferien in Steckborn
Autor: Ribi, Hanna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-699833

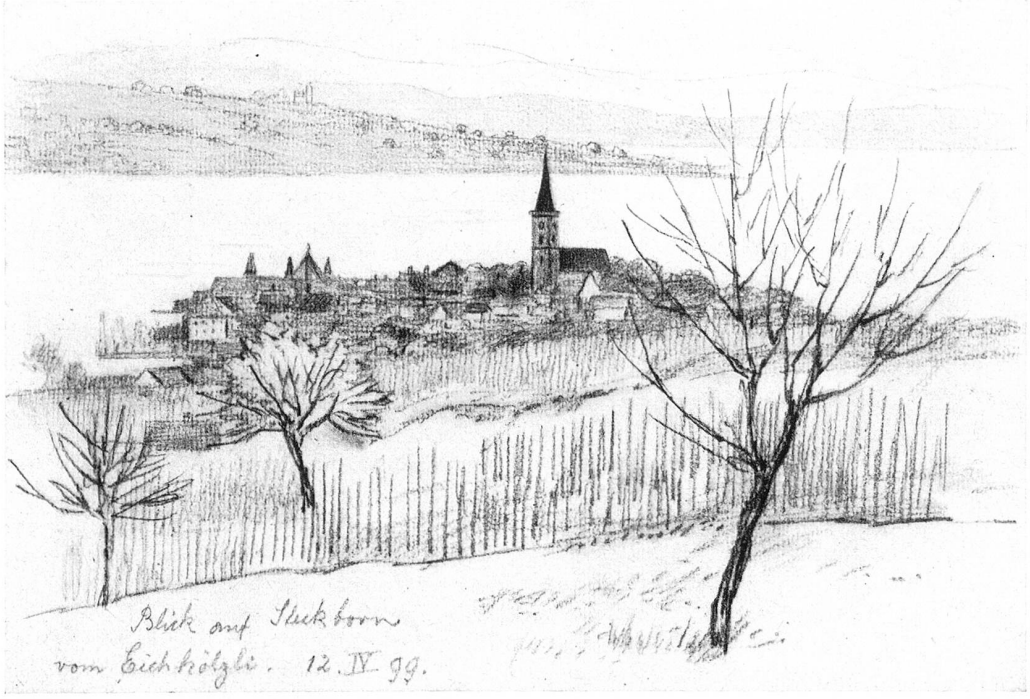
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Blick auf Steckborn vom Eichhölzli
Nach einer Zeichnung von J. Guhl aus dem Jahre 1899

Ferien in Steckborn

Jugenderinnerungen von Hanna Ribi

Als Kind verbrachte ich die Ferien regelmäßig in Steckborn. Meine Mutter stammte von dort. Auf sie wartete da immer viel Arbeit. Ich hingegen durfte jene Zeiten in kindlicher Unbeschwertheit erleben. So oft es in den ersten Ferientagen hieß: Heute gehen wir nach Steckborn, so oft ergriff mich eine mächtige Freude. Jene Gegend hatte es mir angetan.

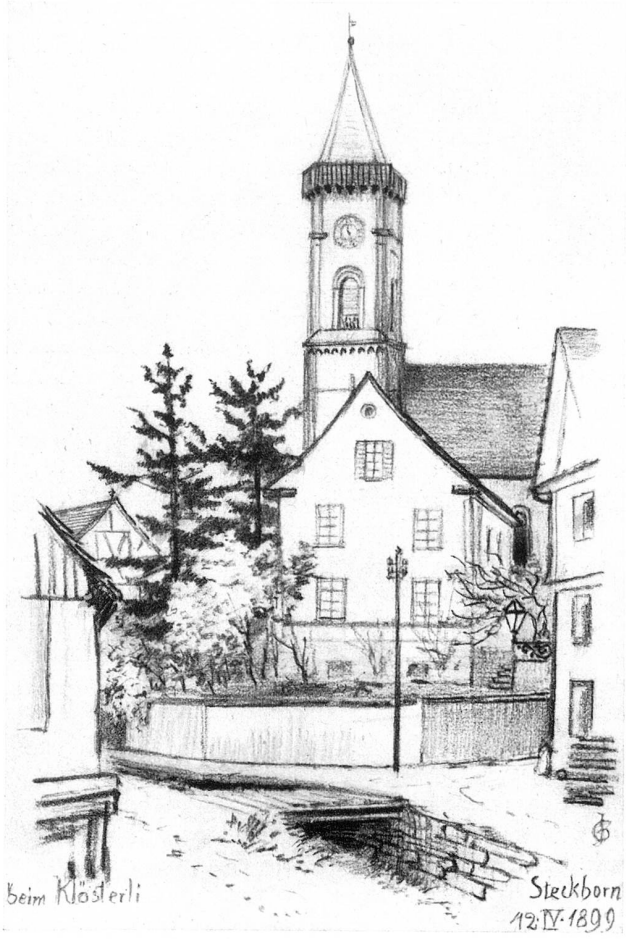
Daheim (im Kurzdorf) standen die Häuser in Reih und Glied, an schnurgeraden Straßen, hinter wohlabgegrenzten und wohlumzäunten Gärten. Dort machten die Straßen unvermutete Wendungen; es gab Vorplätze, Durchblicke, Gäßchen und Höfe, und die Gärtchen und Kübelpflanzen schienen in keiner Weise den Zutritt zum Haus zu verwehren. Auch die freie Natur war anders. Sehr mannigfaltig war sie: sonnig und freundlich, aber auch wieder schattenhaft, wild und zerspalten. Sie war voll Schönheit und Überraschungen. Dem Herannahenden bot sie in herrlicher Gebefreudigkeit, mit einem Schlag, ein wundervolles Bild von See- und Himmelsbläue, von Busch-, Wiesen- und Rebengrün, ein ungemein anziehendes Zusammenspiel von niederfallenden und aufhaltenden, von bewegten und ruhenden Linien. Sie konnte in den lichtesten Farben strahlen, süß duften, mild umfächeln; sie konnte aber auch einen eisigen Atem ausströmen, in düsterem Grau verhangen und wie im Tod erstarrt sein. Ich hätte meinem Staunen und Entzücken keine Worte geben können; aber immer von neuem fühlte ich mich von jener Gegend angezogen.

Unzähligemal haben wir den Weg auf dem Thurtal über den Seerücken zu Fuß zurückgelegt. Da gab es keine andere Wahl, wenn man der Länge des Weges einigermaßen gewachsen war. Der lange gelbe Autobus hatte noch nicht das Licht der Welt erblickt. Und doch hatte sich einmal ein kürzeres, weniger sanft dahingleitendes Wesen dieser Art auf jener Straße bewegt. Zwei Bänke liefen den Wänden entlang. Dicht aneinander saßen die Fahrgäste drauf und unterhielten sich, durch harte Stöße in mehr oder weniger heitere Stimmung gerüttelt, über das «urüebige» Fahren in dieser Kutsche. Etliche wurden auch seekrank. Doch das kam nicht manchmal vor; denn nach kurzer Zeit verschwand das urüebige Vehikel wieder von der Bildfläche. Mir war's auch recht so. Denn schließlich, wenn einem auch die Kehren oberhalb Pfyn oder die Strecken auf der Höhe gar lang vorkamen, man sah doch etwas und atmete gute Luft. Prächtige Obstbäume sah man am sonnenbeschienenen Südhang des Seerückens, schwellende Matten, durchzogen von strauchumsäumten Bachtälchen, und rückblickend ein weites,

fruchtbares Land, stattliche Dörfer, in Obstwäldern versteckt, bewaldete Höhen und drüber, wenn's hell war, silbern schimmernde Zacken. Und oben, auf der langen, geraden Straße? Bauerngärtchen, wo Astern und Dahlien über den Zaun hingen, Apfelbäume, die ihr Wirtshausschild einladend herüberstreckten, gute alte Zwetschgenbäumchen. — Auf der andern Seite eine ausgedehnte, von sanften Wellen belebte Landschaft, wo ganz zu hinterst die Kirche von Homburg leuchtete, wie um die Blicke des Beschauers festzuhalten und ihm dies liebliche Bild besonders einzuprägen.

Im Gegensatz dazu führte die lange, gerade Straße außerhalb Hörhausen durch eine öde, sumpfige Ebene, wo's oft neblig und kalt und zügig war und nur von fern her ein Hund anschlug, ein Kuhglöcklein bimmelte, ein Vogel schrie. Man war immer froh, wenn dann der Weg zum letzten Stück Höhenwanderung umbog, um in schönem Bogen die wilde Kesseltobelpartie zu bewältigen. Spielend zog er sich hoch über der jähen Tiefe hin, ließ einen in die von Bäumen und Bäumchen so reizend bekleidete Schlucht hinunterblicken und zeigte einem auf der andern Seite die Knochen der Erde, den bloßen Sandstein an stotziger Wand. Ja, und an einer bestimmten Stelle fand sich die Zeichnung eines rennenden Hasen in den Felsen geritzt, vortrefflich, mit weitausholenden Läufen, eingezogenem Kopf und zurückgelegten Ohren. Daß er das Kunstwerk eines Höhlenbewohners gewesen sei, wollten wir Kinder uns lange nicht nehmen lassen. Dann kam man aus der Enge in die Weite. In wenigen Schritten war man da vorn, wo man den See erblickte. Wie herrlich konnte sie daliegen, die schimmernde Fläche, von geheimnisvollen Streifen durchzogen! Wie deutlich spiegelten sich die Pappeln, die Dörfer des jenseitigen Ufers! Und groß war die Freude, wenn gerade ein Schiff vorüberfuhr und seinen glänzenden Schweif hinter sich her zog. Verschwunden war alle Müdigkeit, und mit Wonnegefühl betrat man die Wege und Stege, die auf Abkürzungen zum Städtchen führten. Das winkte ja auch schon lange mit seinem grauen Kirchturm. Ein wenig streng schien er dreinzuschauen, aber ein trefflicher Wächter, der seine Schafe eng um sich sammelte. Und schon ließ er seine gute, helle Stimme hören, und es wurde einem wohl und weh ums Herz, wie wenn man nach langer Trennung die Heimat wieder findet.

In Steckborn wohnte man an einem großen Platz. Der wurde außer durch Menschen, Vieh und Wagen auch von einem Bach belebt. Er hatte zwar seine jugendlichen Sprünge schon hinter sich, schlich um allerlei grüne und braune Polster herum und hatte es gar nicht eilig, ans Ziel zu kommen. Die Enten verweilten besonders gern bei diesen Polstern. Stundenlang konnten sie bald rudernd, bald watschelnd, daran herumschnäbeln. Der Müller sah's gern, daß es ihnen da so wohl gefiel. Aber einmal täuschte er sich doch in ihnen. Er hatte eben ein paar neue kommen lassen. Eine Bäuerin hatte sie von drüben



Blick auf die Kirche Steckborn von der Mühle aus
Nach einer Zeichnung von J. Guhl aus dem Jahre 1899

gebracht, auf dem Kopf den Eierkorb, am Arm den Deckelkorb mit den Enten. Ruhig hatten sie da im Dunkeln gesessen; aber kaum fühlten sie sich in ihrem Element, schwammen sie bachab, beim Schulhaus in den See und von dort, schön hintereinander, hinüber, Richtung Gaienhofen, von wo sie gekommen. Ich glaube, wir haben seither nur Schweizerenten gehalten. Denn schließlich, über das Vaterland läßt sich nicht streiten, auch mit den Enten nicht.

Zwischen Bach und Hausecke zwängte sich die alte Straße vorbei, die vom Berg herunterführte. Heute, wo der Bach gedeckt ist, begreift man kaum noch, wie geladene Heuwagen es fertig brachten, da hindurchzukommen, nachdem schon weiter oben das Fuhrwerken nichts weniger als ein Spaß gewesen. Ja, mühsam mußte alles eingebracht werden in dieser schönen aber jähen Gegend: das Holz, das Heu, die Frucht, der Wein; und weit entfernt und auseinander lagen die Grundstücke. Nicht umsonst fragte ein Büblein seine Mutter auf dem Weg zu einem hochgelegenen, schwer zugänglichen Feld: «Worum hät de lieb Gott ‚Leebere' — eben dieses Feld — do ufe g'macht?» Doch wie den Bergbauern, so wuchsen auch diesen Menschen Fleiß und Zähigkeit auf den unerbittlichen Wegen.

Der Platz vor unserm Haus dünkte mich gar schön und ich hätte mir keinen kurzweiligeren wünschen mögen. Links erstreckte sich ein stattliches Riegelhaus, von dessen Fenstern üppige Fuchsien quollen, rechts zog sich die Stadtmauer hin, mit Überresten alter Häuschen verziert. Darüber erhoben sich Kirche und Pfarrhaus. Schöne Bäume wuchsen damals im Pfarrgarten, von denen einer gar malerisch über die Mauer hing. In seinem Laub prangten zu Zeiten riesige rote Pflaumen, sonderbarerweise Tintenäpfel geheißen. Oft blieben die größten davon im Bachbett liegen, wo niemand sie holte — die Leute waren doch manchmal unbegreiflich! Der Platz weitete sich nach unten. Da führte die Brücke über den Bach; da polterten Roß und Wagen hinüber; da sonnten sich alte Leutchen und Katzen und wußten immer, was kam und ging. Früher war man hier durchs Obertor ins Städtchen gezogen, weshalb wohl auch das hohe Haus mit dem Treppengiebel, das dem Platz einen würdigen Abschluß gab, heute noch der Oberhof heißt. Daß man im Wort Oberhof den zweiten Teil betonte, so gut wie in Spiegelgäßli und Bürdeliraa (Rain), fand ich ganz in Ordnung, könnte aber einem Dialektforscher wohl ein Rätsel aufgeben.

Am Samstagabend war es Sitte, daß man «die Gasse wischte». Ein allgemeines Staubaufwirbeln hob an und gab Anlaß zu manch artigem Schwätzchen mit dem Nachbarn, in unserem Fall mit der «Storche Lisette». Die Leute wurden nämlich meist nach ihren Häusern benamst. Es klang recht heimelig, wenn man so vom «Torggle Heinrich» oder von der «Ochsen-Berta» sprach; nur merkte man dann kaum noch, wie weit das führen konnte, wenn zum Beispiel der Metzger «zum Engel» als «Engel»-Metzger bezeichnet wurde.

Das Haus, worin wir wohnten, war sehr geräumig. Man war nicht so schnell fertig damit wie daheim. Da gab es verborgene Treppen und Winkel, Räume, in denen man noch nie gewesen, Türen, die man noch nie geöffnet hatte. Ich konnte daher den Königssohn stets gut verstehen, der sich gerade zu der Türe besonders hingezogen fühlte, die er nicht öffnen durfte. Und auch hier hing hinter einer Tür das Bild einer Prinzessin, einer Königin. Nicht daß ich davor in Ohnmacht gefallen wäre, wie der Prinz im Märchen; aber ich kam oft lange nicht davon weg. «Die letzten Augenblicke der Maria Stuart» stand darunter. Ein anderes Zimmer hieß die Apotheke. Da hatte ein Vorfahr, der als Feldscher mit Napoleon nach Rußland gezogen war, seine Medikamente aufbewahrt. Auf den alten Gestellen standen immer noch einige verstaubte Flaschen. Dann gab's eine «Butik» mit unglaublich viel Werkzeug, eine Knechte- und eine Mägdekammer, einen ungeheuren Bodenraum und endlich eine Tür, hinter der in dunklem Gehäuse ein Wasser rauschte, das ein mächtiges Mühlrad trieb. Meist aber ruhte es gleich einem kampfmüden Riesen. Immer seltener setzte es das Werk in Bewegung, von dem doch das Haus Namen und Leben erhalten. All die Trichter, Räder, Steine, das ganze Getriebe lag in Staub und Stille, die Mühlenromantik im Sterben. Das stimmte traurig. Aber länger als sie lebte doch ihre Poesie, lebt heute noch in unverbrauchter Frische das Lied vom Wandern, das des Müllers Lust . . .

Ganz nah, gegenüber, stand die Kirche. Sie hatte eine Seele, eine lebendige, teilnehmende Seele. Sie schlief ja fast nie. Jede Viertelstunde ließ sie ihren Glockenschlag hören. Lag man einmal wach zu nächtlicher Stunde, gleich sagte sie einem in traulichem Tone: Ich bin auch da, fürchte dich nicht! Galt es am frühen Morgen den Tag zu beginnen, sie rief mit heller Stimme in die Kammer; ja sie wiederholte wohlmeinend den Ruf bald nachher, etwas tiefer und dringlicher. Um elf mahnte sie an die Mittagszeit, hieß die Frauen eilen. Und am Abend wollte sie ihren Kindern bedeuten: Nun halt eine Weile inne und falte die Hände! Morgen ist auch wieder ein Tag! Für die Rebleute hatte sie ein besonderes Verständnis. Das bewies sie zur Zeit der Weinlese. Sie sah es ja zuerst, ob man's wagen durfte, ob der Nebel sich zerteile, und fröhlich gab sie dann gegen zehn Uhr das Zeichen «in die Reben». — An Sonntagen war sie gar festlich gestimmt, läutete mächtig bald den einen, bald den andern und wollte ihnen etwas zeigen von der Herrlichkeit dessen, wohin sie wies. So weckte und verstärkte diese liebe Nachbarin Gefühle der Zusammengehörigkeit und des Geborgenseins, und heute noch betrachte ich bewegten Herzens Kirche, Haus und Städtchen, wenn mich der Weg in ihre Nähe führt.